

Nach der inneren Emigration

Werner Liersch löste durch seine Recherchen den Fall Strittmatter aus. Der Germanist hat eine Vorliebe für knifflige Biografien. Das zeigt auch seine Essay-Sammlung über Brandenburgs Dichter.

Von Karim Saab

Werner Liersch sitzt in einem Cafe am Savignyplatz in Berlin-Charlottenburg und lässt sich über sein Leben befragen. Er war zwölf, als der Zweite Weltkrieg zu Ende ging. Im September steht ihm ein runder Geburtstag ins Haus, aber sein Alter möchte er nicht in der Zeitung lesen. Wenn der Essayist seine Erinnerungen zu Papier bringt, wird darin ein entscheidender Satz stehen: „Der Krieg dauert lang“.

Gerade in den letzten Jahren hat der Krieg noch einmal sein Leben bestimmt. Mit seinen Forschungsergebnissen und publizistischen Beiträgen löste Werner Liersch einen Denkmal-Sturz aus. Er führte den Nachweis, dass der beliebte, 1994 gestorbene Schriftsteller Erwin Strittmatter in seiner autobiografisch geprägten Literatur alles andere als wahrhaftig über seine Verstrickungen in den Krieg als Oberwachmeister bei der Ordnungspolizei berichtet hat.

Mit diesem Einwand handelte er sich erbitterte Anwürfe und Diskussionen ein. Liersch musste befürchten, nur noch auf das Thema Strittmatter reduziert zu werden. Dabei ist sein Horizont ein sehr viel weiterer, nicht nur auf Fragen der politischen Moral beschränkter. Doch statt sich mit den großen Namen der Weltliteratur zu schmücken, pirscht er lieber durchs literarische Dickicht seiner unmittelbaren Heimat. Auf dem Tisch liegt eine druckfrische Neuausgabe seines Buches „Dichterland Brandenburg“.

Liersch hat die Aufsatzsammlung deutlich erweitert. Der Leser trifft in ihr auf das angestammte märkische Panoptikum: Fontane und Friedrich II., Chamisso und Tieck, Fürst Pückler und Tucholsky, Brecht, Becher und Peter Huchel.

Er durfte ohne Gegenleistung in den Westen reisen

Werner Liersch weiß, dass ihn eine ausgeprägte Vorliebe „für zerschredderte Lebensgeschichten“ umtreibt. Als Grund dafür führt er „das Erlebnis des eigenen zerstörten Lebens an“. Wie meint er das? Seine Hans-Fallada-Biografie gilt als Standardwerk. Mit seinem Porträt über den Goethe-Vertrauten Friedrich Wilhelm Riemer brachte er einen wegweisenden Aspekt in die Goethe-Forschung ein. 1982 wurde er mit dem Heinrich-Mann-Preis der Akademie der Künste ausgezeichnet, 1993 mit dem Alfred-Kerr-Preis des Deutschen Buchhandels. Und als Literaturkritiker

konnte er 1987 und 1988 mit den Autoren Uwe Saeger und Angela Krauß beim Ingeborg-Bachmann-Wettbewerb gleich zwei Kandidaten als Sieger durchsetzen, die er nach Klagenfurt mitgebracht hatte. Reichen ihm diese Erfolge nicht?

Liersch schmerzt, dass er als erzählender Autor nicht wirklich ernst genommen wurde. Seine literarischen Texte „Eine Tötung im Angesicht des Herrn Goethe“ (1989) und „Eine schöne Liebe“ (1991) gingen in den Wendewirren unter.

„Die großen Dinge sind an mir vorübergegangen“, resümiert der Mann mit dem sorgfältig gestutzten Vollbart. Er meint damit Ereignisse von historischer Tragweite, die sein Leben gestreift, aber nicht aus den Angeln gehoben haben. Das begann mit den ständigen Luftangriffen, die er als Kind erlebte. Das Mietshaus ganz in der Nähe vom Savignyplatz, in dem er aufwuchs, wurde durch einen Bombentreffer total zerstört. Er und seine Mutter hatten Glück, sie waren kurz zuvor in den Osten Berlins gezogen. Am Ende des Krieges hauste die Großfamilie dann zu zehnt in zwei Zimmern. Der Vater, ein einfacher Flak-Soldat, starb in den letzten Kriegstagen. Auch das ein fortwirkendes Trauma der Kriegskinder: der Trennungsschmerz.

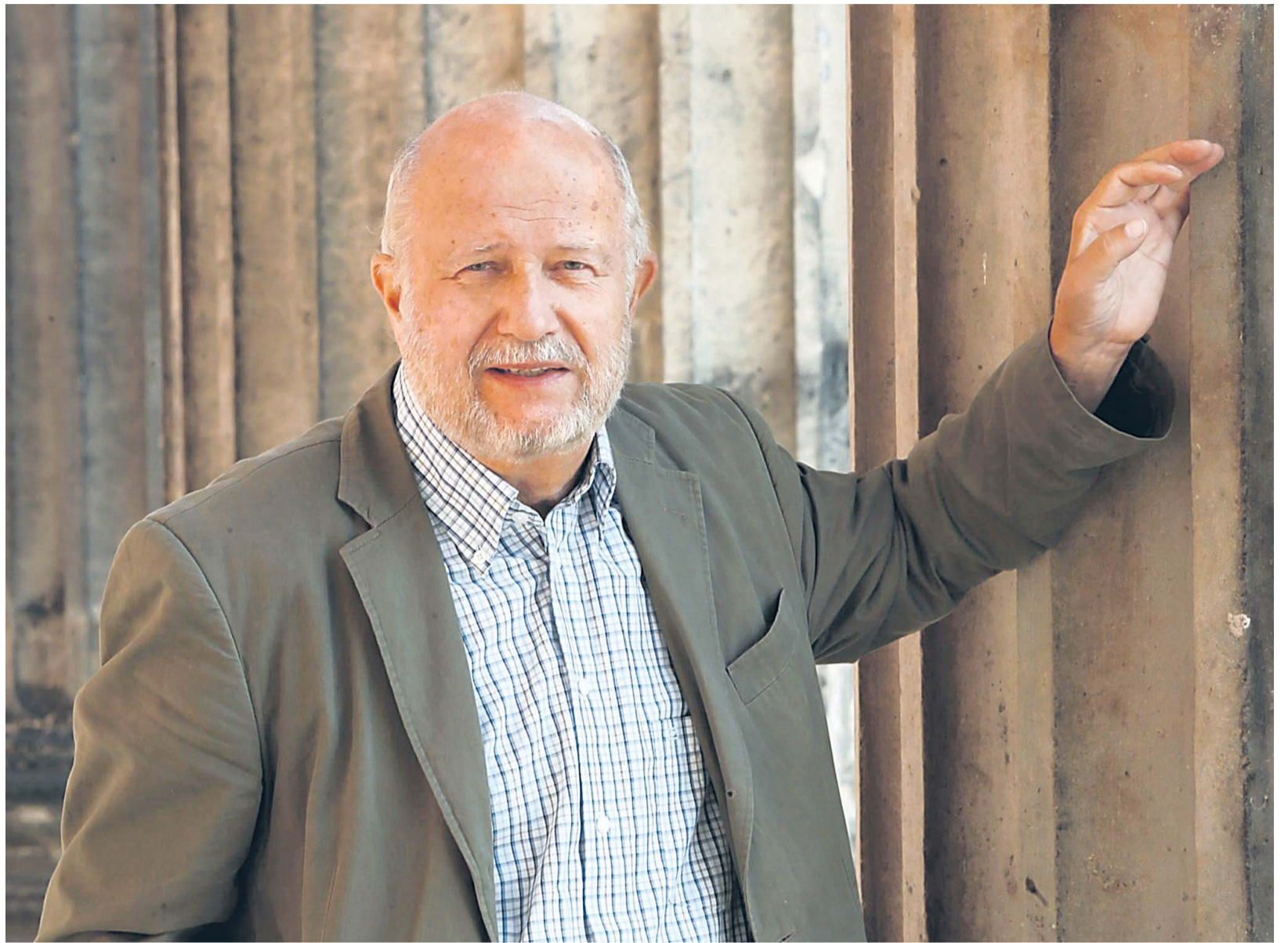
Liersch, angesteckt vom Aufbau-Optimismus in der ideologisch aufgeheizten Nachkriegsära, studierte von 1953 bis 57 Germanistik an der Humboldt-Universität. Der alte bürgerliche Lehrkörper befand sich in Auflösung. Am Lehrstuhl von Alfred Kantorowicz herrschte harter Konkurrenzkampf. Willensstarke Assistenten wie Hermann Kant, Dieter Schlenstedt, Manfred Bieler und Hans Kaufmann scharften in den Startlöchern. Liersch verbündete sich mit dem Kommilitonen Manfred Streubel, der später als Lyriker ein Nischendasein führte.

Mit orthodoxen Agitprop-Autoren wie Hans Marchwitza oder Kurt Bartel (Kuba) wollte er von Anfang an nichts zu tun haben, versichert Liersch. „Diesen politisch bestimmten Umgang mit Literatur war ich leid.“ Sein Interesse für die „spätbürgerliche Literatur“ (seine Diplomarbeit schrieb er über den Einfluss von Friedrich Nietzsche auf Thomas Mann) wurde an sich

schon kritisch gesehen. Dabei war Liersch 1953 in die SED eingetreten und zahlte bis 1989 brav seinen Mitgliedsbeitrag.

An den Doktrinen der sozialistischen Kulturpolitik hat sich Liersch nicht lauthals abgearbeitet. In einem Text über das Schriftstellerheim am Schwielowsee versteckt er eine Bemerkung über seine Tätigkeit als Dozent 1961. „Ich lehnte den Nouveau Roman erfolgreich ab, weder die Kursanten noch der Seminarleiter Rainer Kunze schrieben später einen Nouveau Roman“, heißt es da augenzwinkernd. „Was ich als Lektor und Kritiker gemacht habe, ging aber alles in Richtung Liberalität“, schätzt Liersch sein Wirken bis 1989 ein.

Bis 1987 verdiente er als Außen-



Ist mit seinem Leben nicht restlos zufrieden. Werner Liersch.

FOTO: BERND LASSDIN

Der Fall Erwin Strittmatter

Am 8. Juni 2008 publiziert Werner Liersch in der FAS einen Artikel, der die Wogen hoch schlagen ließ. Unter der Überschrift „Erwin Strittmatters unbekannter Krieg“ stellte er die These auf, dass der im Osten beliebte Autor („Der Wundertäter“, „Der Laden“) seine Militärbioografie im Zweiten Weltkrieg durch beschönigende Legenden vernebelt habe. Nach anfänglicher Empörung finden auch linke Publizisten wie Irmtraut Gutschke, Dieter Schlenstedt und Joachim Jahns heikle Aspekte in

Erwin Strittmatters Leben und Werk.

In der Zeitschrift Deutschland Archiv 2/2011 zeigt Liersch in einem umfangreichen Aufsatz, dass Strittmatters angeblich autobiografische Erzählung „Grüner Juni“ den realen Kriegseignissen widerspricht. Mit Spannung wird nun eine neue Strittmatter-Biografie erwartet, die am 21. Juli erscheint. Autorin Annette Leo erhielt als erste Wissenschaftlerin von den Erben Einblick in die unter Verschluss gehaltenen Strittmatter-Briefe aus der Kriegs-Zeit. *kasa*

lektor des Mitteldeutschen Verlages Halle sein Geld. Liersch gefiel sich weder als Genosse noch als Dissident. Als Herausgeber der 1964 erstmals aufgelegten Anthologie „Erkundungen – 24 Erzähler aus der BRD und aus Westberlin“ wurde ihm ein Westreisepass zugestanden. Das war ein enormes Privileg. Die Werber der Stasi ließ er aber abblitzen. Nicht einmal die sogenannten „Sofort-Berichte“ füllte er aus, wie er betont. Ausgerechnet Hermann Kant hielt große Stücke auf Liersch. Der Präsident des Schriftstellerverbands war es auch, der ihn als Juror und DDR-Abgesandten für den Bachmann-Preis vorschlug.

Liersch konnte das geteilte Deutschland als DDR-Bürger von beiden Seiten erleben. Seine Großmutter lebte in Berlin-Kreuzberg in einer ärmlichen Hinterhauswohnung. „Ich fand das Westberlin vor

Maueröffnung viel interessanter als heute“, sagt er und blickt hinaus auf die Grohlmannstraße. „Hier in der Nähe gab es die tollsten Künstlerkneipen und -bars.“

Die Turbulenzen nach der Biermann-Ausbürgerung überstand er, ohne in Misskredit oder ins Kreuzfeuer zu geraten. Den Vater von vier Kindern, der zwei Mal verheiratet war, hielt es in seiner Lebensbahn. Auch heute noch lebt er in einem 30er-Jahre-Haus am Plänterwald im Osten Berlins und pendelt regelmäßig nach Kolberg, wo er sich auf einem großen Grundstück eine Hütte errichtet hat. „Zu dieser Landschaft gehöre ich selbst“, beginnt sein Text über das „Dichterdorf Kolberg“. Liersch lernte dort integere Autoren wie Henryk Bereska oder Boris Djacenko kennen. Mit der seenreichen Landschaft bei Storkow trösteten sie sich über die politischen DDR-Verhältnisse hinweg.

Nach der Wende endete die innere Emigration. Für Liersch begann eine Ära, in der er zusehends mit offenem Visier kämpferisch seine Positionen vertrat. Er wurde Chefredakteur der Zeitschrift Neue Deutsche Literatur, die aber den Übergang in die Marktwirtschaft nicht bewältigte. Seine Fallada-Recherchen waren in den 80er Jahren in der DDR durch üble Stasi-Machenschaften behindert worden. Als diese Kräfte 1991 dann die Hans-Fallada-Gesellschaft gründeten, lief Werner Liersch gegen deren Komplott öffentlich Sturm.

Liersch betätigte sich als Aufklärer in einer Zeit, in der die Infragestellung ostdeutscher Legenden gern als Teil einer westlichen Delegitimationskampagne hingestellt wurde. Doch Liersch war kein Wessi, der mit alten Feindbildern verteuelt werden konnte. Liersch hatte Ostberliner Stallgeruch, das machte ihn für Genossen erst recht zu einem verhassten Abtrünnigen.

Als 2002 eine Bildbiografie über Erwin Strittmatter erschien, weckt dessen Uniform Lierschs Misstrauen. Aus Kindertagen kannte er noch die Kragenspiegel. Und siehe da: Strittmatter war kein gewöhnlicher „Truppen“-Angehöriger, wie behauptet. Auch seine Aussage, er sei desertiert, hielt Lierschs aufwändigen Ermittlungen nicht stand.

Werner Liersch hat ein Faible für derartige Räuberpistolen der Litera-

turgeschichte. 2004 erzählte er die Geschichte von Harry Domela, der 1927 als Hochstapler festgenommen wurde. Sein Bericht unter dem Titel „Der falsche Prinz“ war einst ein Bestseller und in aller Munde. In Lierschs „Dichterland Brandenburg“ finden sich am Rande weitere kuriose Episoden. So nimmt er an, dass der drogensüchtige Fallada 1946 in Berlin von einem Schriftsteller-Kollegen Morphium verschrieben bekam: Der Dichter Gottfried Benn war niedergelassener Hautarzt.

Einige Betrachtungen Lierschs reichen weit zurück in die Barockzeit oder in die Romantik. In einem

Kapitel schildert er das Wirken der Familie von Finkenstein, über die Günter de Bruyn ein ganzes Buch schrieb. Mit diesem Autor, den

Liersch als Lektor über Jahre betreut hat, teilt Liersch den Anspruch, ein Chronist der Mark Brandenburg zu sein. De Bruyn ist gewiss der luzidere Erzähler. Doch Liersch kann für sich geltend machen, einen Standpunkt einzunehmen, der dem Adel weniger huldigt. Eine Empörung darüber, dass die Leute in Madlitz nach 1945 einen Tempel im Landschaftspark zum Hühnerstall umfunktioniert haben, wird man in seinem „Dichterland Brandenburg“ nicht finden.

info Werner Liersch: Dichterland Brandenburg. Literarische Entdeckungen zwischen Havel und Oder. vbb, 264 Seiten, 19,95 Euro.

Das Morphium bekam Fallada von Benn

UNTERM STRICH

Im fremden Leben

Wie es ist, sich wie ein Dieb vorzukommen, obwohl man doch der Finder der Ausweise eines anderen ist

lassen und so tun, als hätte man nichts gesehen? Wer weiß, was der Nächste damit angestellt hätte. Also nahm ich die Ausweise mit.

Ich war der Finder. Ich hatte nichts gestohlen, machte ich mir klar. Ich handelte in guter Absicht. Das komplette Gegenteil also von so einem Banküberfall. Ich hatte nichts zu befürchten, hätte stolz sein können auf meine geistesgegenwärtige Reaktion. Stattdessen: Die Angelegenheit lag mir mühensteinschwer auf der Seele. Es war absurd. Was war das für ein psycho-

logisches Phänomen? Ich nahm zu Hause ein Dokument nach dem anderen aus den Hüllen. Den Personalausweis mit dem Foto. Aha! So sieht er also aus der Besitzer. Schnurrbart, lichtetes Haar, 187 cm groß, Augenfarbe braun, geboren in Leipzig-Connewitz. Unter seiner Adresse war keine Telefonnummer herauszubekommen. Auch über die Auskunft nicht. Ich hatte bald den ganzen Brieftascheninhalt durchsucht: Geldkarte, Führer-, Autoversicherungsschein, Krankenkarte, Fitnessstudio-Ausweis, Vor-

sorgepass für den Grünen Star und diverses andere. Ich stöberte in einem fremden Leben, kam mir wie ein Eindringling vor, konspirativ und schäbig.

Nun saß ich mit diesem Bankmitbringsel in der Patsche. Ich musste den Mann benachrichtigen. Aber wie? Ich fand im Telefonbuch endlich eine Nummer von jemandem in seiner Straße. Es meldete sich eine Frau, sie war kaum zu verstehen. „Können Sie bitte lauter sprechen?“ „Das geht nicht“, hauchte sie in den Hörer. Wenigstens soviel vernahm ich: „Na, der wird schon ganz verzweifelt sein. Der kommt immer spät. Ich geh mal rüber. Notfalls stecke ich ihm einen Zettel mit Ihrer Telefonnummer in die Tür.“ Ich hatte einen unruhigen Schlaf. Und musste mich tags darauf erstmal jemandem anvertrauen.

Nichts tat sich. Noch nach Dienstschluss lief ich mit den blöden Aus-

weisen herum. Mein Plan war nun folgender: Meldet sich der Typ am Abend nicht bei mir – ich bring am nächsten Morgen alles zur Polizei. Gegen halb zehn endlich der erlösende Anruf. Wir klärten die Übergabe. „Am besten, Sie kommen jetzt noch vorbei.“ Ich wollte alles bloß loswerden. „Was woll'n Sie haben? Ich hab' einen Spezialitätenladen. Trinken Sie Likör? Wie ist's mit Uckerkäs?“ „Ich möcht nichts.“ „Doch, doch, Sie soll'n was haben, macht ja nicht jeder. Und weil Sie so nett sind. Das hör ich ja schon an der Stimme.“

Der Mann fuhr gegen viertel elf vor. Er erzählte nach der Ausweisaushändigung aus seinem Leben und dass er sich nun ins Telefonbuch eintragen lassen wolle. Ich habe dann noch eine Uckerkässtulle gegessen. Sie lag mir schwer im Magen. Und ich bin froh, dass ich vorerst nicht zur Bank muss.

Von Angelika Stürmer

Logistisch würde ich – nur mal so rein theoretisch – einen Banküberfall hinkriegen. Man hat da ja schon viel in Krimis gesehen und gehört: im Vorfeld erstmal die geringste Kundendichte ausgekundschaftet, Fluchtauto am Tag der Tat in der nächsten Nebenstraße geparkt, Strumpfmassage über'n Kopf – und ran an den Bankschalter. Aber dann? Was nun käme – das Verstecken, das sichere Depo- nieren des Zasters und das Warten, bis in der Öffentlichkeit Gras über den Fall gewachsen ist und vielleicht die Ermittlungen eingestellt wurden – ich würde das nicht aus- halten. Das weiß ich spätestens seit der letzten Woche ganz genau.

Ich habe keine Bank überfallen. Aber ich habe dort etwas mitge- nommen, was mir nicht gehört. Es war eine Notlage. Und ich hätte

nicht gedacht, dass mir die Sache solche Magenschmerzen macht. Es war so: Ich wollte, weit nach Bank- schluss, abends bloß noch schnell meine Kontoauszüge ausdrucken und einen Hunderter abheben. Nun ja – bis dahin lief alles glatt. Doch als ich den schönen Schein in mein Portmonee steckte, sah ich vor mir auf der Ablage des Geldau- tomaten etwas: eine schwarze Brief- tasche. Ich schaute mich um. Ein grauhaariger Herr war gerade am Auszugsdrucker zugange. „Ent- schuldigung, gehört die Ihnen?“, fragte ich und hielt die lederne Fundsache hoch. „Nee, also meins ist das nicht.“ Doch wenigstens hatte ich nun einen Zeugen.

Aber was jetzt? Am Bankschalter abgeben? Ging nicht. Es war ja schon zu. In den Briefkasten für die Überweisungen? Zu riskant. Außer- dem hätte die Börse auch nicht durch den Schlitz gepasst. Liegen-